

~~Ms. K 775.~~ 1842.9.

Nekr O 0034

1

Nekrolog

auf

Herrn Conrad Ott

Privatdocenten

an der Zürcherischen Hochschule

und

Redactor der Neuen Zürcher-Beitung.



Zürich,

Druck von Drell, Füßli und Comp.

1842.

Nekrolog auf Conrad Ott.

In den letzten Wochen dieses für unser engeres und weiteres Vaterland wichtigen Jahres starb in Zürich Herr C. Ott, Redaktor der Neuen Zürcher-Zeitung. Nicht bloß reiche Knospen, fast schon volle Blüthen kündeten dem Vaterlande in ihm einen seiner würdigen Sohn an. So war dasselbe traurig über dessen kurzes Leben. In der engern Heimath geleiteten viele Hunderte den Leichnam, Geistesverwandte, oder die sein Talent und seinen Charakter anerkannten, oder die diese Anerkennung achteten. Rings im Vaterlande kündeten die Tagesblätter mit Trauer den Tod unsers Ott an. Diese Theilnahme und das eigene Gefühl forderten die Freunde des Seligen auf, ihm — ein Schlussstein zugleich des eigenen Blattes — ein kleines Denkmal zu setzen, mag dieses auch mehr an innere als an äußere Thaten gemahnen. Alle Farben in das Bild unsers Ott einzutragen, das geben wir in die Hände eines künftigen Biographen: jetzt vermögen wir bloß die Hauptzüge seines eigenthümlichen Wesens hinzuwerfen, und es wird uns wohl thun, wenn die, welche den Seligen kannten, ihn

hier wieder erkennen, oder die, welche ihn nicht kannten, fühlen, was in ihm lag.

G. Dtt genöß das Glück, in einer edeln und gebildeten Familie geboren zu sein. Ein tiefes und volles Gemüth, mit dem ein ordnender Sinn, zeichneten schon den zarten Knaben aus. Ueber Alles gerne hörte er die Geschichte großer Männer aller Zeiten und Völker und die Erzählung großer Ereignisse, wie er es später in den Dreißigerjahren für ein Glück hielt, große Ereignisse erlebt zu haben. So lebte er schon als Knabe in einer gewissen Anschaulichkeit, und seinen Ordnungsfinn pflegte er, indem er Manches abschrieb und in kleine Bücher zusammenstellte. Durch die Schulen, in denen er fortgesetzt den ersten Rang behauptete, und durch Bücher, die ihm zum Theile sein edler Großvater, P. Usteri, lieh oder schenkte, bildete er sich mehrseitig aus. Seine poetische Anlage bethätigte der angehende Jüngling in verschiedenen Gattungen der Dichtung: viel dachte er über Punkte in Büchern und aus dem Leben, wohl auch über dessen höchste Aufgabe und dessen höchstes Glück, und schrieb nicht selten Einzelgedanken oder dialektische Züge nieder, um sich selbst über Inhalt und Wichtigkeit klar zu werden. Schon damals trug er in sich die Neigung, die Bücher als Handlungen ihrer Verfasser, als Begebenheiten kennen zu lernen, welche Neigung sich später zum vollern Bewußtsein ausbildete. Unter den neuern Schriftstellern übte besonders Göthe das Innere des kaum zwanzigjährigen Jünglings. An ihm schloß sich dem Seligen die Weltpoesie der eigenen Seele auf: es herrschte in ihm eine poesievolle

Anschauung von Allem, was auf Erde lebt und wandelt, jedes in seiner Eigenthümlichkeit und in der Harmonie des Ganzen betrachtet. Jetzt hatte er seinen Gedanken aufgegeben, Dichter zu werden, und der Zug seiner ganzen Seele ging der Geschichte zu, auch mit darum, weil er seinen Geist in voller Kraft nur über den Bildern der Erinnerung glaubte, weil er sich mehr zur Erzählung des Geschehenen als zum Handeln geschaffen fühlte. Damals war eben das poetische Leben und das politische Genie, deren Zusammenvirken sich später kund that, noch als Zwist in ihm: was um ihn und in ihm vorging, Allem sah er ruhig zu, und doch konnte kaum in einem Menschen so viele stille Leidenschaft hausen. Nichts wußte er als das: in diesem Gegensatz lag das Räthsel seiner Zukunft.

Das Leben in der Welt gab ihm größere Zuversicht, aber es führte ihm auch mehr leere Stunden zu. In solcher Zeit warf er sich um so innerlicher in das Studium der antiken Geschichtsschreiber und der modernen Dichter. Unter erstern trug Thucydides das Meiste bei zu einer durchgebildeten und kühnern Weltansicht. Vorher hatte er die historische Kunst geübt an kleinen Erzählungen: nun trat er hervor mit seiner Ansicht über die Geschichte in einer Abhandlung, die er vor der Zürchersektion des Zosingervereines las, wo sie mit lautem Beifall aufgenommen wurde. Mit reinsten Klarheit sah er nun in der Geschichtschreibung die volle Poesie: er hörte mit dem Ohre seines Geistes die Sprache des Geschehens, welche die natürliche, menschliche Sprache nicht ausdrücken konnte, er schaute die Harmonie

der Schicksale — die ideale Wahrheit der Geschichte. Beim Lesen des Polybius empfand Ott einen großen Eindruck von militärischem Genie. Sollte er je, sagte er, Geschichtsschreiber werden, so möchte er den Glauben widerlegen, als könnte Niemand Napoleon darstellen. Auch die Mathe-
 matik trieb er zum Theil in solchen Gedanken.

Mitten aus diesem sich ruhig vor seinen Augen ausbreitenden Gebiete wurde er in die neuere Geschichte hineingerissen, als er die Biographie seines sel. Großvaters schrieb. Hier sollte er versuchen, ob er schwimmen könne, ob er des reichen Stoffes Meister zur Anschauung gelange. Zu derselben Zeit brachte das Präsidium des Sängervereines in Zürich ein praktisches Zwischenspiel in sein Leben. Hier wirkte er organisirend; er suchte eine Harmonie durch die Erfüllung der Einzelnen. Hervorzuheben und mit seiner damaligen Beschäftigung zusammenzuhalten ist hier seine Stiftung einer vaterländischen Gesellschaft für die Gegenwart, gegründet auf die Ansicht, daß das Streben aller Wissenschaft Erkenntniß der Gegenwart sei; nur wer als Jüngling auf die Höhe der Gegenwart sich zu heben versuche, könne als Mann bewußt einwirken.

Nach diesem verließ Ott die Heimath, um in Paris, und weiterhin in der größern Welt überhaupt zu leben. Der feste Vorsatz geleitete ihn, trotz aller Täuschungen, die ihm die Welt bereiten könnte oder der Zweifel, die über seine Kräfte entstehen möchten, nie sich der Mittelmäßigkeit zu ergeben. Das schöne Paris, wo in dem Seligen auch der Sinn für Musik und Malerei sich zu bilden

7

anfang — eine Erweckung, die er für bedeutend ansah — rettete ihn auf eine leichte Weise und wie von selbst von einer Anlage zu körperlichen Leiden, die er zum Theile seinen Arbeiten zur Last legte, obgleich er sich auch oft zerstreut fand und über den Verlust der epischen Stimmung klagte. Die Vendomesäule in Paris rief einen schriftstellerischen Plan in ihm lebendiger auf. Neben der Anhörung von Vorlesungen über Mechanik, Physik u. s. f. studirte er die Stadt als den klassischen Schauplatz des Bürgerkrieges und den Kontrast davon zu dem gewerbsamen Leben, das darauf winnelt. Er lernte hier auch Männer kennen, die tief in die neuern Zeiten mit gehandelt und noch darein eingriffen. Unter seinem rüstigen Drange nach eigenen Schöpfungen und den Bestrebungen, sich einen sichernden Lebensberuf auszuwählen, erzeugte sich zunächst der Plan, die Biographie irgend eines Staatsmannes der Revolution zu schreiben. Dieß mochte aber seinem höhern Ideale von Geschichtschreibung als zu vereinzelter Stoff erscheinen. Die Geschichte der französischen Litteratur zu schreiben, wie sie in den Revolutionsstürmen lebte und einwirkte, und wie er sie als lebendige Handlungen ansah — diesen Plan gab er auf, weil er sich seiner deutschen Abstammung deutlich bewußt war, wie er überhaupt sich auch in Paris immer in lebendigem Bezuge zu deutscher Wissenschaft erhielt, sich dort, wie früher und später, viel um deutsche Philosophie und ihr Verhältniß zur Litteratur bekümmerte, und sonderlich den Begriff deutscher Historik und deren Verhältniß zu der feinigern erforschte; allerdings aber dafür hielt, daß auf

8

deutschen Universitäten allzuwenig ein zusammenhängendes und einwirkendes Leben gepflegt werde. Jenes Bewußtsein, daß er ein Deutscher sei, ließ ihn wenigstens keine so große Anlage in französischer Sprache durchführen, und neben dem, daß er Versuche über die neuere französische Litteratur in deutsche Blätter einsandte, suchte er sich die möglichen Mittel für die deutsche Litteratur zusammen.

Fort und fort war er außerdem thätig in der Sammlung von Rüstzeug für die neuere Geschichte, besonders für gewisse Abschnitte in der französischen Revolutionsgeschichte, z. B. für die hundert Tage, bis ihm mitten unter diesen Plänen im Frühjahr 1837 die Redaction der N. Z. Z. angeboten wurde, welcher er mehrere gehaltvolle Artikel über die damaligen Verwickelungen mit Frankreich eingesandt hatte. Nicht ohne harten Kampf konnte er sich entschließen, jetzt schon die größere Welt zu verlassen; denn er verstand wohl, daß es in Zürich nicht so leicht sei als in Paris oder London, sich in die Mitte der Weltbezüge zu setzen, die der Geschichtschreiber der neuern Zeit lebendig gegenwärtig zu halten hätte. Er verhehlte sich auch nicht, daß dieß Geschäft für ältere Schultern bestimmt sei. Aber es war hinwiederum ein Ringen in ihm nach einer selbstständigen äußern Stellung, wie ein Reiz darin lag, die Redaction eines Blattes zu übernehmen, das einst Paulus Usteri lenkte. Seine wissenschaftliche Laufbahn sah er nicht wesentlich gefährdet, weil er schon reich darin lebte, und das Wesen der Journalistik, wie ihr Unterschied von der Geschichtschreibung, klar vor ihm lag. Weil er überhaupt früher als gewöhn-

liche Menschen zu einem gewissen Durchbruche gelangt war, so war seine politische Gesinnung in ihren Grundzügen auch jetzt schon reif geworden.

Unererschütterlich fest hielt er den Glauben, daß der Schweiz noch immer genug schaffende Kraft inwohne, um sich als selbstständigen Staat zu behaupten, und ihr inneres Leben dieser Zeit gemäß zu organisiren. Stärkere Einheit im Bunde erkannte er als ein dringendes Bedürfniß, aber nicht für eine That der nächsten Gegenwart: sie könne dieselbe nur vorbereiten, wenn in den Kantonen die neue Organisation der Vollendung entgegen geführt und an den Einzelercheinungen dieses Bedürfniß erkannt werde. Den freien Ideen, wie sie im Anfange des vorigen Decenniums auch die Schweiz ergriffen, war er von Herzen zugethan. Die Gestaltung dieser Ideen allseitig zu vollenden, besonders auch den bisher weniger berücksichtigten Gebieten des Volkslebens die Kraft dieser Zeit zuzuwenden, erschien ihm als die nächste Aufgabe, an der man unentweglich aber besonnen arbeiten solle, damit der geschwächte, aber lauende Feind nicht an den Blößen des Mächtigen erstärke.

In der geistigen Kraft dieser neuen Schöpfungen vor Allem erkannte er die Macht, die letzten Ueberbleibsel einer sterbenden Aristokratie verschwinden zu machen und die Schwankenden für das neue Werk zu stimmen. Vor diesem allem aber liege noch eine andere Pflicht, allen die heiligste und erste, sonderlich denen, die auf irgend eine Weise bestimmend in's öffentliche Leben eingreifen, die Pflicht, den konstitutionellen Sinn des Volkes mit der zartesten

Sorge zu pflegen; denn auf dieser Gesinnung allein ruhen unsere freien Verfassungen, nur so können sich dieselben in der Geschichte rechtfertigen: vieles hänge hier von der Haltung der Presse ab, ob sie schon in der Form leichtfertig und gehässig, oder ernst und edel sei. In seiner Auffassung politischer Thätigkeit hatte Ott einen Grundzug, der mit seiner Anschauung der Schicksale innig zusammen hängt, jeder solle für die Kraft seiner Ideen unerschütterlich kämpfen, auch dann noch, wenn falsche Ansichten die Herrschaft einzunehmen scheinen, nicht aber so, daß er Zeit und Kräfte im Aerger darüber verzehre, sondern dieselben darauf verwende, die bessern Seiten des Zustandes fruchtbar zu machen, und so den Uebergang zu einer gesunden Zeit zu vermitteln.

Für die Geltendmachung dieser Ideen in reinem Ernste zu kämpfen, war sein Entschluß, als er im Juli 1837 die Redaktion übernahm. Wo der Moment drängt, entschieden und offen seine Ansicht abzugeben, wo Zeit ist, das Recht ruhiger Prüfung zu üben, war das Gesetz seines Verfahrens. Er wollte lieber überdachter und nachhaltiger wirken, als durch voreiliges und ungerechtes Urtheil über das Einzelne den Kredit des Blattes gefährden. Schon in den ersten Artikeln zeigte er die Schärfe seines Urtheiles und die Tiefe seiner Auffassung. Als bald Frankreich der Schweiz ungerechte Zumuthungen machte, bewies er die entschiedenste Standhaftigkeit im Kampfe für die Ehre des Vaterlandes und zürnte mit Ernst einer Gesinnung, die aus ungerisster Einsicht oder bösem Willen das Vaterland herabzu-

würdigen suchte. Bei den wichtigen Verfassungsfragen, die den Kanton Zürich bewegten, wies er klar und erschöpfend den verschiedenen Standpunkt nach, auf den unser staatsliches Leben durch diese Veränderung komme, wie die daraus sich erzeugenden neuen Anforderungen. Meisterhaft und eigenthümlich stritt er damals für Beibehaltung einer größern Zahl von indirekten Wahlen, schön und wahr zeichnete er der Vaterstadt die neue Stellung vor, die sie nunmehr als geistiger Mittelpunkt des Kantons einzunehmen habe. Jetzt kam das schmerzreiche Jahr 1839. Er sprach für die Berufung von Strauß, nicht aus Vorliebe für dessen theologisches System, aber im ernstest Interesse für eine weitere wissenschaftliche Entwicklung. Er war darum sehr geneigt einen neu zu schaffenden Lehrstuhl selbst für einen Gegner von Strauß zu vertheidigen. Später überwog bei ihm der Standpunkt der Legalität und, als die Bewegung immer mehr zur politischen wurde, die Besorgniß für das konstitutionelle Leben.

Diese Erschütterung des Staatslebens hatte auf den edlen Seligen einen tiefen Eindruck gemacht, der selbst auf die Gesundheit nachtheilig wirkte. Die Zeitung war ihm eine Sache der Pflicht geworden. Nachdem der Sturz geschehen war, galt es, den Staat aufs baldeste wieder in diejenige Verfassung zu bringen, in der er sich erholen könnte; nur von neuer Eingewöhnung in einen geordneten, gültigen Staatshaushalt erwartete er die Wiederkehr einer fruchtbaren Zeit für die Kulturentwicklung unseres freien Volkes, nur von ihr die nöthige Kraft, als Staat seine Selbstständigkeit und seine Ehre zu wahren. Er bekämpfte deshalb Schritt

für Schritt die fortgesetzte Herrschaft einer Partei im Lande; aber begrüßte und freute sich jeder Erscheinung gemäßigter, vaterländischer Politik an der Regierung oder an einzelnen Gliedern derselben, ja viel mehr, als wenn sich ebendieselbe an andern Bürgern gezeigt hätte, weil die schönste Stellung in einem Lande, die wirksamste, um die Zerrüttung desselben zu heilen, die einer Regierung sei. Wiederholt machte er die Behörden auf ihre schöne Stellung aufmerksam, stets bereit, ihnen Beifall zu zollen, wo es ihnen gelänge, jene Aufgabe ihrer Lösung näher zu bringen; zugleich suchte er der Aufgabe bei den Mitbürgern Anerkennung zu verschaffen, damit sie dieselbe theils in ihrer eigenen Haltung beobachten, jeder Stürmerei zum Troß, theils in den Wahlen die Behörden so weit modificiren, als diese dem Lande sonst entweder seine Erholung nicht gönnen wollen oder daran gehindert seien. An diese Ideen knüpfte sich das Problem, eine unverkümmerte Demokratie in die Form zu fassen, in der allein eine stets auf das Allgemeine, auf des Staates Kraft und Ehre gerichtete Politik Spielraum findet. In der Aargauerfrage war es von Anfang an seine Ansicht, daß Aargau dem Bunde für sein formloses, die Autorität desselben umgehendes und verlegendes Verfahren eine Genugthuung schuldig sei; daß dieses einzuleiten sei, ohne daß ein neuer Umsturz im Aargau bewirkt werde, und ohne daß, seien es innere Feinde der Volksrechte in der Schweiz, sei es fremder Einfluß, einen Aufschwung daran nehmen können.

Vor den Maiwahlen unsers Kantons mahnte er in ernstestem Tone zur Ruhe; denn nur dadurch können sich frü-

her vielleicht allzuwenig berücksichtigte Bedürfnisse des Volkes tiefer erkennen und beurtheilen lassen. Dadurch könne das Volk in die Stimmung versetzt werden, ohne Einfluß von Parteilidenschaft die Wahlen aus dem eigenen Herzen zu treffen, daraus nur könne der constitutionelle Sinn neues Leben schöpfen. Das Resultat der Wahlen hat seine Bemühungen gerechtfertigt und ihn entschädigt für die Mißkennung, die ihm von verschiedenen Seiten nicht ausblieb. Weil er immer ruhiger und gemessener seinen eigenen Weg ging und nicht durch ein eigensinnig geschaffenes System, sondern durch Ideen sich leiten ließ, die freilich tief unter sich zusammenhingen, warf man ihm wohl Unentschiedenheit vor. Es schmerzte ihn; aber mit seltener Treue hielt er an seinem Standpunkte fest. Das Veto hat ihn gerächt. Als dadurch die Freisinnigen hätten wankend gemacht werden sollen unter dem Volke und in sich selbst, und selbst die entschiedene Presse nicht eingzugreifen wagte, rückte Ott heraus, wie ihn der heilige Ernst trieb, und zeigte, was es heiße, zu jeder Zeit eine reife Ueberzeugung zu vertheidigen. Mit Zuversicht dürfen wir urtheilen, daß vornehmlich die N. J. B. es war, die unter den Freisinnigen unsers Kantons die edle geschlossene Haltung hervorbrachte, und auf den Ausgang den bedeutendsten Einfluß hatte.

Aus dem Gesagten ergibt sich die Stellung des sel. Ott zu den enger gezogenen Parteien unsers Kantons offen genug. Er selbst schrieb einst an einen Freund: „Mir ist ganz klar, daß meine politische Stellung die eines Einzelnen ist, der zwar viele und wohlthuende Anerkennung findet; aber sich

ganz auf seine eigenen Kräfte verlassen muß und nichts Anderes wünschen und erstreben soll, als Anerkennung für sich, und für das Land einen gewiß nur unsichtbar wirkenden Gesamteindruck.“ Besonders seit den Septemberstürmen hat er eine Haltung angenommen, deren Festigkeit und Würde namentlich außerhalb Zürichs empfunden wurde. Während seine Zeitung im Auslande und der übrigen Schweiz längst einen guten Klang hatte, hat auch in unserm Kantone mancher edle Mann geäußert: Die N. Z. Z. rede ihm immer mehr aus dem eigenen Sinne, und wir dürfen wohl sagen, dieß Organ sei immer mehr durch seine Innerlichkeit ein Organ des Volkes geworden. Dieß ermutigte den Seligen zu neuem Schaffen und in einem reichern Organe, für das er bis ans Ende seines Lebens dachte und schrieb, wollte er seine Ideen bis in die einzelnen Verhältnisse fortführen. Mangel an Ernst und sittlicher Würde kann dem Seligen nicht vorgeworfen werden: seinen politischen Standpunkt zu beurtheilen, mag dem erlaubt sein, der dieselben innern und äußern Schicksale erlebte.

Aber die geschilderte Thätigkeit Ott's war in diesem Zeitraum nicht seine einzige; bald nach seiner Ankunft in Zürich trat er als Privatdozent an der Züricher-Universität auf, die er als Student jubelnd begrüßt hatte. In seiner Probevorlesung entwickelte er dieselbe Ansicht von Geschichte, die er schon vor Jahren als volle Knospe in sich trug, wie er überhaupt innerlich in Zürich geworden war, was er war. Die Frucht seiner Studien in Paris ist vorzüglich die, daß er jetzt die Geschichtschreibung der neuern Zeit vor andern

innerlich zu begründen weiß. Als Lehrer wollte er nicht das Unmögliche thun, daß er das Ideal des Geschichtschreibers vor Augen legte; er wollte auf dem Wege der Darstellung dahin führen, und strebte innig darnach, seine Schüler durch die Anschauung der Schicksale und ihrer Harmonie geistig reif zu machen. Unter vieler Anerkennung las er über einzelne Abschnitte der Revolutionsgeschichte, oder behandelte dieselbe ganz. Wenn er denselben Stoff zum zweiten Male vornahm, wurde er neu durch die Gestaltung, auf deren vollkommenste Erreichung er stets mit frischer Begeisterung sich rüstete. In den letztern Jahren las er auch über die eidgenössische Politik in den Verhältnissen zum Auslande, von der Bildung des europäischen Gleichgewichtes bis zum Wienerfrieden; über die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft im Zeitraume der französischen Revolution, und legte Studien der schweizerischen Litteratur- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts vor.

Innig liebte er die Hochschule überhaupt, und ahndete es bitter, als zu derselben Stunde ihre Lehrfreiheit im großen Rathe gefährdet wurde, zu welcher, hauptsächlich auf seine Anregung hin, die Feier des Jubiläums der Buchdruckerkunst mit Ernst und Freude auf dem Museum begangen wurde.

Außer seinem Wirkungskreise als Docent war er thätig für den Verein der schweizerischen Geschichtsforscher und für die gemeinnützige Gesellschaft. Seine Studien über deutsche Litteratur setzte er in Zürich fort. Sein Wunsch war, nicht in einer Kritik, sondern durch die Erzählung der Schicksale die Geseze und das Praktische der Litteratur auf deutsche Litteratur

Zentralbibliothek Zürich



ZM04070778

ratur anzuwenden, und seit lange dachte er an ein litterarisches Zeitungsorgan, wodurch die Schweiz von Bedeutung für Deutschland würde. Er nährte auch den Plan, auf einer spätern großen Reise die Topographie der deutschen Litteratur zu studiren, wie er dieß auf einer Rheinreise 1839 schon angefangen. Am glücklichsten lebte er, wenn er komponirte. So ging er, nachdem er durch die Ereignisse des Jahres 1839 für eine Zeit auf sich selbst zurückgedrängt war, mit voller Seele der Geschichtschreibung zu, die sich in der Geschichte der letzten Kämpfe Napoleons bewegte. Schon im Winter auf 1841 war der erste Band vollendet. Napoleons Sargöffnung in Paris war ein glücklicher Zwischenfall, der einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er daran dachte, nach Paris zu gehen. Seine schriftstellerische Arbeit wurde kurz vor dem Tode bis an die Vorrede vollendet, und wird sein Andenken in der weitern Welt erhalten. Er war sehr gespannt, ob das Buch in Deutschland in aufmerksame Hände kommen würde: über den Erfolg war er ruhig, wenn es nur mit allen Fehlern und Vorzügen eigentümlich da stände.

Nicht lange vor seinem Hinschiede schrieb Ditt an einen Freund: „Ich schwebe nun zwischen zwei Lebensperioden, bin für Vieles empfänglich. Es ist Säezeit, und wenn du nicht säen hilffst, so spreche ich dir alles politische Genie und alle Poesie des Lebens ab. In Einem Jahre wirst du mich dann gar nicht mehr kennen.“ — Er starb!

—